

LEBEN, GESELLSCHAFT & KULTUR AM WOCHENENDE



„Woischwaimoin?“

Fortsetzung von Seite V1

» wohner der deutschsprachigen Schweiz, wo Kurse im jeweiligen Dialekt angeboten werden, deren Teilnahme der Integration von Zugezogenen dienen soll. Man sollte aber zögern, die erworbenen Kenntnisse praktisch anzuwenden. Eine Hochsprache darf man mit Akzent sprechen, einen Dialekt nicht.

Geologisch zergliederte Landschaften wie die Alpentäler der Schweiz bringen tiefe Einschnitte im Unterschied der Dialekte hervor. So auch in Norwegen mit seinen Fjorden, wo man im Zuge der nationalen Emanzipation – weg von Dänemark – die Varianten der Dialekte in Bergen und Buchten des Nordens zu einer künstlich-einheitlichen Volkssprache zusammengefasst hat, sozusagen einer Hochsprache von unten gegen die dänisch beeinflusste vornehme Sprache der Hauptstadt im Süden. So überlagerte sich das geografische Oben und Unten mit dem der sozialen Schichtung: Dialekt unten, Hochsprache oben.

So war es auch in Deutschland mit dem Wandel der Bedeutung von „Hochdeutsch“ und „Niederdeutsch“. Zuerst bezogen sich „hoch“ und „tief“ noch auf die Höhe über dem Meeresspiegel, mit dem Gegensatz von Hochdeutschland und den hochdeutschen Mundarten im Süden, und Niederdeutschland mit dem Niederrhein, den Niederlanden und der norddeutschen Tiefebene im Norden. Dann aber legte sich das Wort „Hochdeutsch“ sozusagen quer über die Landkarte und verwandelte seine Bedeutung in die vornehme Sprache der gebildeten Oberschicht. „Tiefdeutsch“ oder gar „Unterdeutsch“ für die Dialekte, sagte man denn doch nicht. „Niederdeutsch“ blieb. Es galt dann für den nördlichen Teil Deutschlands mit seinen Tiefen, konnte aber auch die Sprache der gewöhnlichen Leute bezeichnen. So auch das Wort „platt“, was das flache Land mit der Sprache seiner Bewohner ebenso meinen konnte wie die Sprache des einfachen Volkes.

Nicht Deformation, sondern Reinform Das „einfache Volk“, dessen Sprache der Dialekt ist, hat mit ihm Sprachen hervorgebracht, so bunt schillernd, so variantenreich und witzig, so schwierig in der Erfassung, dass ihm die Hochsprache nicht an die Fußknöchel reicht, mit dem einzigen Nachteil, dass sich seine Gültigkeit immer nur auf ein kleines Gebiet erstreckt, weil die Leute im Nachbarort schon wieder ganz anders sprechen können.

Gleichwohl handelt es sich beim Dialekt nicht um eine Deformation der Sprache, sondern um ihre lebendigste und reinste Form. Schließlich sagen die Leute auf dem Land nicht „unser Dialekt“, sondern mit vollem Recht „unsere Sprache“, wenn sie ihre Mundart bezeichnen.

Sinnlich, bilderreich und konkret

Das gibt zu denken, aber denken sollte man besser mit dem ganzen Körper als nur mit dem Kopf, will man sich dem Dialekt nähern. „Das ist ein Kopfgesteuerter“, sagten Kfz-Mechaniker, als sie sich über einen intellektuellen Kunden unterhielten, und lieferten damit eine glänzend witzige Metapher für intellektuellen Weltbezug als gedanklichen Vorderradantrieb. Das Denken im Dialekt ist pragmatisch-nüchtern, körperbezogen und bilderreich, den Abstraktionen und theoretischen Begriffen instinktiv abhold. „Ich komme nicht auf das Wort“ heißt es bei Wortfindungsnot auf Hochdeutsch. „Schlag mer uff der Kropf na!“, sagte dafür ein schwäbischer Handwerker. Den Satz: „Bei Annäherung an eine fremde Sprachwelt sollte man falsche Identifikation mit dem Gegenstand vermeiden“ hätte Martin Luther, der Großmeister der Übertragung in die Sprache des Volkes, so ausgedrückt: „Auf einem fremden Arsch durch die Hölle reiten.“

Was soll man also mit dem Dialekt in diesen Zeiten der sprachlichen Umschichtungen machen? Selbstbewusst sprechen, wenn man's kann, oder es bleiben lassen, lieben, bewundern, respektieren, die Dokumentation in Ehren. Man mag über den Dialekt sagen, was man will, es wird immer auch andere Meinungen dazu geben. Aber eins bleibt und steht fest: Dialekt ist Ausdruck von Identität. Was aber ist Identität? Kein Mensch wird das je herausfinden, denn die Identität selber hat keine. Der Dialekt, schon weil er kein Wort dafür hat, weiß von Identität nicht das Geringste. Er ist es gleich selber, er braucht bloß den Mund aufzumachen.



Maren Kroymann bezeichnet sich kokett als Blondine, in Wirklichkeit liebt sie es, zu irritieren und radikale Dinge zu tun. Foto: Mirjam Knickriem

„Wie schaffen Sie es, nett und frech zugleich zu sein?“

Begegnung mit Maren Kroymann

Porträt Die Schauspielerin, Kabarettistin und Sängerin Maren Kroymann beherrscht es, freundlich, witzig und mit einem harmlosen Lächeln auch bittere Wahrheiten zu servieren.

Von **Adrienne Braun**

Sitzen zwei im Büro. Fragt er sie, wann es ihr zum letzten Mal gekommen ist. „Meinen Sie jetzt anal, vaginal oder oral?“, fragt sie zurück. Er japst nur noch „Luder“, worauf sie antwortet: „Vielleicht könnten Sie mich wie in anderen Büros üblich wahlweise als hysterische Ziege oder als geile Nutte bezeichnen.“

Das sitzt. Als Maren Kroymann in den neunziger Jahren als eine der ersten Kabarettistinnen ins deutsche Fernsehen kam, waren einige schockiert. Dass Kabarett unter die Gürtellinie zielt, war auch damals schon üblich. Dass aber eine Frau so scharfzüngig sein kann, das war neu. Ihre Serie „Nachtschwester Kroymann“ wurde ein Erfolg, weil niemand erwartet hatte, dass Frauen so direkt sein können – oder wie Maren Kroymann sagt: „dass böser Humor, der wehtut, auch von uns kommen kann.“

Maren Kroymann kann wehtun. Deshalb hat sie es sich auch mit einigen Feministinnen verschert, weil sie auch über Frauen herzog. In einem ihrer Klassiker – quasi dem Gegenentwurf zu Loriot's „Ich heiße Erwin Lindemann“ – spielte sie in einer Werbesatire ein Dummchen: „Also ich hätte doch nie im Leben gedacht, dass ich irgendwann noch mal meine Binde wechseln würde... Die ‚Superplus‘ ist so gut, die nimmt jetzt sogar mein Freund.“

Auch in ihrem Programm „In my Sixties“, mit dem Maren Kroymann nächste Woche im Stuttgarter Renitentheater gastiert, gibt es Passagen, bei denen man denkt: Die traut sich was. Etwa wenn sie er-

doch scharf dazwischenzugrätschen und beiläufig Spitzen abzuschleifen. Deshalb wird sie gern zu Talkshows eingeladen als eine, die Optimismus verbreitet und unterhaltsam ist – aber klar Stellung bezieht, vor allem wenn es um Diskriminierung geht. Maren Kroymann sagt frei heraus, was sie „Scheiße“ findet – und lächelt dazu anmutig wie ein Mädchen.

Die Strategie funktioniert – nämlich bittere Wahrheiten in hübscher Verpackung zu servieren. „In my Sixties“ ist ein Liederabend mit nostalgischen Hits – vor allem mit herrlichen Liebesliedern von Dusty Springfield. „Aber ich würde nie nur singen, sondern will auch etwas anderes transportieren“, sagt sie. In dem Programm feiert Maren Kroymann nicht nur „fünfzig Jahre Pubertät“, sondern erinnert auch an das fragwürdige Frauenbild der sechziger Jahre. Sie mokiert sich über Ingrid Peters' Hit „Wenn ich mal Nein sag“, heißt das lang noch nicht Nein“ oder erzählt, wie selbstverständlich ihr Bruder Vergewaltigungswitze riss.

Vier ältere Brüder prägen fürs Leben. Sie sind der Grund, weshalb Maren Kroymann sich so gut anpassen, einpassen, funktionieren kann: „Ich bin von meiner Sozialisation her nett“, sagt sie – weil sie als Nesthäkchen und einziges Mädchen der Mutter nicht auch noch Scherereien machen wollte. „Ich habe mich immer be-

MAREN KROYMANN IM EINSATZ

Gespräch Die Schauspielerin ist in Tübingen aufgewachsen. Deshalb ist sie am kommenden Mittwoch um 19 Uhr zu Gast im Alten Schloss in Stuttgart in der Reihe „Württemberg Köpfe“ des Landesmuseums Württemberg.

Konzert Von 19. bis 21. September tritt Kroymann im Renitentheater Stuttgart auf mit ihrem Programm „In my Sixties“, in dem sie die Musik der sechziger Jahre feiert sowie ihr persönliches Jubiläum „fünfzig Jahre Pubertät“.

Fernsehen Am Sonntag, 19. Oktober, läuft im ZDF um 20.15 Uhr „Zu mir oder zu dir?“ mit Maren Kroymann und Walter Sittler. *adr*

müht, keinen Stress zu machen.“ Schüchtern war sie, „die mit der Brille“.

Am Mittwoch ist Maren Kroymann im Landesmuseum Württemberg zu Gast in der Reihe „Württemberg Köpfe“. Schließlich ist sie in Tübingen aufgewachsen. Nach der Schule fuhr sie an die John-Cranko-Schule, wo sie nicht nur tanzen lernte: „Ich halte etwas aus, ich bin nicht zimperlich. Dafür war das gut.“ Vielleicht hätte sie mit ihrer Disziplin sogar Karriere als Tänzerin machen können, aber der Vater war Professor, die Mutter promovierte Philologin – und es war selbstverständlich, dass sie studiert. „Ich war ziemlich gut in der Schule, deshalb war klar, dass ich etwas mit meiner Birne mache“ – selbst wenn sie neugierig im Zimmertheater auftrat.

Sie zog nach Berlin, sang im Hanns-Eisler-Chor und brachte ihr erstes Musikprogramm „Auf du und du mit dem Stöckel-schuh“ heraus – das Romanistik-Studium hat Maren Kroymann aber selbstverständlich abgeschlossen. Wenn sie heute erzählt, dass sie in Tübingen „die besten Professoren und Köpfe der Theologie gehört hat, Albert Schweitzer, Eberhard Jüngel“ – dann merkt man, dass sie im tiefsten Inneren noch die emsige Akademikertochter ist.

„Ich hätte ein verhätscheltes jüngstes Häschen werden können“, sagt Maren Kroymann, aber letztlich hat sich „die Faszination für das Unseriöse“ durchgesetzt. „Ich habe Lust, radikale Dinge zu tun“, sagt sie – weshalb sie sich Anfang der neunziger Jahre auch outete. Nachdem sie mit den TV-Serien „O Gott, Herr Pfarrer“ und „Vera Wesskamp“ und schließlich ihrer eigenen Satiresendung „In einem Mainstream-Medium gelandet war“, sah sie das Outing als ihre Pflicht an, „damit die Gesellschaft liberaler wird“. Es hagelte Kritik. Man unterstellte ihr, dass sie sich doch nur wichtig machen wolle. Und die Engagements blieben erst einmal aus.

Seit ein paar Jahren bekommt Maren Kroymann mehr Aufträge denn je. Obwohl sie kürzlich 65 geworden ist, hat sie das Gefühl, erst jetzt „richtig durchzustarten“. Im Oktober läuft im ZDF ein Film mit ihr und Walter Sittler in den Hauptrollen – eines von vielen Projekten. Maren Kroymann wird aber sicher auch weiterhin ein beliebter Talkshow-Gast sein, denn sie ist eine der wenigen Prominenten im Land, die offen über ihre Homosexualität und über ihr Alter spricht – und dabei lächelnd vermittelt: Keine Sorge, das ist beides halb so wild.

„Ich habe in Tübingen die besten Professoren und Köpfe der Theologie gehört.“

Maren Kroymann kommt aus einer Akademikerfamilie

Her damit!

Reservat Es handelt sich um einen der letzten ungedegerten Bereiche: das Grillen ist nach wie vor fest in Männerhand. Von **Christoph Weymann**

Trotz des bescheidenen Wetters: es war bisher schier unmöglich, dem Phänomen Grillen zu entkommen – seit Wochen stolpert man über Grill-Bücher, Prospekte mit Grill-Geschirr, Grill-Klamotten, Grill-Möbeln, Grill-Soßen und Grill-Fleisch von der Stange. Wenn die Werbung richtig liegt, muss das gemütliche Rosten toter Tiere im Freien gerade voll angesagt sein. Und in den Prospekten ist die Welt wie immer noch in Ordnung. Da wehen nicht die von nachbarlichen Grillversuchen erzeugten Rauchschwaden um die Ecke, die eher an die Emissionen eines Kohlekraftwerks als an ein gemütliches Sommeressen erinnern. Am Grill stehen dort – mit Ausnahme des Originals – auch keine Typen mit Calmund-Figur, sondern durchtrainierte Jungs, die ihr Sixpack nicht neben, sondern an sich tragen. So flott die Grillmeister von heute aber daher kommen mögen – eines scheint sich in den Prospekten der letzten zehntausend Jahre nicht geändert zu haben. Am Grill steht immer noch Er, der Kampf mit Feuer und Fleisch scheint nach wie vor Männersache zu sein. Und diese Erkenntnis sollte uns zu einer gnädigeren Betrachtung des Phänomens führen.

Denn offenbar handelt es sich hier um einen der letzten ungedegerten Bereiche, ein Reservat, wo Mann noch Männchen sein darf. Dem ganzen Hype zum Trotz geht es also in Wirklichkeit darum, einer bedrohten Minderheit in einer Art kontrollierten Zoosituation ihr angeborenes Verhalten zu ermöglichen. Trotzdem wäre es interessant zu erfahren, wie es zu dieser Gleichheitslücke kommen konnte. Warum verzichten die Frauen bloß auf die Chance, mit dem Kopf in einer Rauchwolke zu stehen, dabei den eigenen Bauch anzurösten und abwechselnd halb rohe und ordentlich verkohlte Lebensmittel zu produzieren?

Wenn die Sonnenblume genau wüsste, wie sie in dem Garten gelandet ist, würde sie sich bestimmt sofort benennen, ihre schlaffen Blätter schütteln, einen Wachstumsschub hinlegen, der sich gewaschen hat, und auf der Stelle ihre trüben Knösplein öffnen.

Die Sonnenblume ist das Resultat eines harmlosen Einkaufsbummels, der sich in Wahrheit als ganz und gar unharmlos erweisen sollte. Das kam so: Die Sonnenblume kreuzte den Weg des Kindes – man sprach darüber, es ist ein Nichten-Kind –, als es nach langer, langer Zeit mal wieder der Tante einen Besuch abstattete. Das Gewächs stand fast vertrocknet und so blass in einem Ramschregal vor einem Supermarkt, dass es eigentlich schon fast ein Gestrüpp war. Man sollte, sprach die Tante, die Sonnenblume aus ihrer unartgemäßen Lagerhaltung retten, sie befreien vom Joch des gammeligem Topfes, sie aussetzen an einem Platz mit nahrhafter Erde, leckerem Wasser und güldenem Licht. Auf dass sie sich entfalten kann und tun, was eine Sonnenblume tun muss.

Da lachte das Kind, wischte sich mit der einen Hand die Tränen aus dem Gesicht hielt sich mit der anderen den Bauch, – und gluckste: „Voll süß!“

Tja. Es hat eine Zeit gegeben, in der war es dem Kind das Selbstverständlichste auf der Welt, Schildkröten aus überfüllten Terrarien in Tierhandlungen zu befreien. Und Hamster, denen es gewiss ein großer Graus war, ihr Häuschen mit unzählbaren anderen Hamstern zu teilen. Und

Voll süß? Voll süß!



Kinderkram

Gerettet Wenn Kinder über Erwachsene lachen, kann das auch ein Kompliment sein.

Von **Verena Mayer**

schließlich Vögel. „Vögel“, dozierte das Kind, „brauchen Freiheit.“ Dass es die in einem Zoogeschäft nicht geben kann, verstand sich von selbst.

Auf ähnliche Weise kamen auch allerhand Polyesterwürmer und diverse Plastikpferde (gerettet mittels kostenpflichtiger Greifzangen aus riesigen Plexiglasboxen auf diversen Jahrmärkten) ins Haus, aber das nur der Vollständigkeit halber.

Man machte diese haarsträubenden Aktionen gerne mit. Man verteidigte sie glühend vor der zürnenden Kindsmutter, der eher früher als später der Platz im Haus und nicht vorhandenen Hof knapp wurde. Man freute sich, wenn das Kind sich freute, weil es glaubte, den Tierchen einen Dienst erwiesen und die Welt besser gemacht zu haben, wenigstens einen Teil davon. Man fand das – süß!

Und jetzt ist es also so, dass das Nichten-Kind die Tante süß findet.

„Süß“ ist, dass die Tante Gurken anbaut.

„Süß“ ist, dass sie Blumen pflanzt, die Bienen mögen.

„Süß“ ist, dass sie die Kuh, die ihr Milch gibt, beim Namen (Elsa) nennt.

Und „voll süß“ ist – wie gesagt –, dass diese Tante eine fast verdorrte Sonnenblume befreien will.

Warum sagt das Kind nicht gleich: „Es ist umständlich, Gemüse selbst zu pflanzen.“ Oder: „Es ist affig, Bienen zu füttern.“ Oder: „Es ist uncool mit Kühen zu sprechen.“ Oder: „Es ist naiv, eine Sonnenblume retten zu wollen.“

„Weil es süß ist“, sagt das Kind, bezahlt die Sonnenblume und gräbt ihr im Garten ein Loch.